

Luzerner Zeitung

28. Oktober 2017, 08:52

Wer soll sich erinnern, wer soll vergessen?



Aleida (70) und Jan Assmann (79) im Spiegellabyrinth des Gletschergartens. (Bild: Roger Grütter (Luzern, 17. Oktober 2017))

FORSCHUNG · Mit Aleida und Jan Assmann unterrichten dieses Semester zwei aussergewöhnliche Wissenschaftler an der Universität Luzern. Für ihre Theorie des kulturellen Gedächtnisses erhalten sie den renommierten Balzan-Preis. Im Gespräch erläutern sie, um was es geht.

Interview: Gabriela Jordan

Aleida und Jan Assmann, seit Ende September halten Sie als Gastprofessoren an der Universität Luzern eine Vorlesung zum Thema «Gedächtnis – Erinnern und Vergessen». Das sind ja Worte, die jeder kennt. Was ist an ihnen akademisch?

Aleida Assmann: Die Zeit, in der sich um das Gedächtnis nur Psychologen, Mediziner oder Neurowissenschaftler gekümmert haben, ist vorbei. Inzwischen hat sich das Thema völlig gewandelt, weil es nicht mehr nur um das Funktionieren des individuellen Gedächtnisses geht, sondern um die Rolle, die das Erinnern und Vergessen in Gruppen spielt – in Institutionen, Städten und Familien.

Jan Assmann: Die Pointe dieses Themas ist, dass es kein Fachgebiet ist, sondern viele einzelne Fächer einbezieht. Es spricht Studenten an, die sowohl an politischen Aktualitäten als auch an der Vergangenheit interessiert sind. Das ist der Reiz unseres Themas – und das macht uns auch so leicht keiner nach.

Sie kommen aus unterschiedlichen Disziplinen – Literatur- und Religionswissenschaft – und nehmen dadurch andere Perspektiven ein. Sind Sie sich manchmal uneinig?

Aleida: Die Uneinigkeit ist nicht das Problem. Das Interessante aber ist, dass man ganz andere Aspekte einbezieht, die man sonst gar nicht auf dem Schirm hätte. Wenn ich mich immer nur mit Literatur befasse, zum Beispiel wie Thomas Mann die Erinnerung behandelt, dann komme ich nicht weiter.

Jan: Wir kommen zwar aus verschiedenen Fächern, haben gleichzeitig aber genügend Gemeinsamkeiten, um uns auf diesem Raum verständigen zu können. Aleida hat im Nebenfach zum Beispiel mein Fach Ägyptologie studiert, und ich interessiere mich auch für Literatur. In Ägypten haben wir auch mehrmals an Grabungen mitgearbeitet. Diese Spannung zwischen der Antike und der Moderne ist uns sehr wichtig.

Dann sind Sie ein wenig wie Indiana Jones und Marion Ravenwood.

Jan: Das ist der Typ mit dem Hut, nicht? Da kenne ich mich ehrlich gesagt nicht so gut aus (lacht).

Aleida: Doch natürlich! Ich weiss nur, dass das für unsere Kinder ein grosses Thema war und sie die Computerspiele dazu gespielt haben. Das war die Form, in der sie an Jans Beruf teilgenommen haben. Einen Ägyptologen als Vater zu haben, fanden sie sonst nicht weiter exotisch. Erst als sie viel älter waren, haben wir sie nach Ägypten mitgenommen.

Jan: Ich hatte mich da auf religiöse Inschriften bei Gräbern spezialisiert. Für die hatte sich vor mir niemand interessiert, und so konnte ich wirklich Neuland erobern. Aus diesen Texten habe ich dann allgemeinere religionswissenschaftliche Perspektiven entwickelt.

Was hat die Religionswissenschaft mit Gedächtnis zu tun?

Jan: Alle Religionen basieren sehr stark auf Gedächtnis. Die Riten, die Gesänge, alles geht sehr weit in die Zeit zurück. Die Religionen sind, wenn man so will, anachron, also nicht synchron mit der Gegenwart. Die Mythologie ist dafür das klarste Beispiel. Man holt in der Religion das Zeitlose immer wieder hervor.

Brauchen manche Religionen oder Ethnien die Vergangenheit, sprich das Erinnern mehr als andere?

Aleida: Das Judentum ist die Religion, die am stärksten mit dem Erinnern verknüpft ist. Dann gibt es die Sinti und Roma, die wenig Erinnerungskultur aufgebaut haben. Das ändert sich gerade, da sie wie andere Gruppen einen Genozid hinter sich haben und jetzt Formen des Erinnerns aufbauen. Die Armenier sind nach dem Genozid ebenfalls zu einem Volk des Erinnerns geworden. Dann gibt es aber diverse Indianerstämme, die ihre Spuren verwischen, wenn sie weiterziehen. Sie bleiben in einer Zeitlosigkeit und verankern sich nicht.

Und in der westlichen Welt strebt man danach, Spuren zu hinterlassen und in die Geschichte einzugehen.

Aleida: Dass das Ego in die Geschichte eingehen will, ist das eine. Das andere ist ein auf der ganzen Welt verbreitetes Phänomen, ausgedrückt im ägyptischen Satz: «Ein Mensch lebt, wenn sein Name genannt wird.» Man möchte also in der Erinnerung von anderen bleiben. Das schafft man aber nicht allein, man ist angewiesen auf die Gemeinschaft.

Jan: Das ist auch für die Ägypter ein ganz zentraler Punkt. Für sie war es ein Horror, in der Fremde zu sterben und nicht in der Heimat begraben zu sein. In Ägypten identifiziert man sich nicht mit dem Vaterland, sondern mit der Stadt. Und zwar weil dort die Nekropole, der Friedhof, ist. Da liegen die

Vorfahren, da werden die Nachkommen das Grab besuchen.

Gibt es hinsichtlich des Erinnerns und Vergessens Unterschiede innerhalb Europas?

Aleida: Das gibt es! Ein Beispiel sind Häuser, die man zurücklässt. In Amerika stand bis vor kurzem das Haus der Bürgerrechtlerin Rosa Parks. Dieses Haus wollte niemand, und es sollte abgerissen werden. Ein amerikanischer Künstler hat es dann aber Stück für Stück abgebaut, nach Europa verschifft und in Berlin-Wedding wieder aufgebaut. Das ist eine Botschaft in genau dieser Richtung. Der Künstler sagte, Amerika sei eine Vergessenskultur. Da kümmere sich niemand, was erhalten bleibe, stattdessen fokussiere man sich auf die Zukunft. In Deutschland sei das ganz anders. Das sei ein Ort, an dem Vergangenheit und Geschichte überall erzählt würden.

Und die Schweiz?

Aleida: Auffällig ist hier, dass es sehr interessante Erinnerungsorte gibt, die aber nicht markiert sind und für die sich niemand interessiert. 1935 fand in Luzern im Kultur- und Kongresshaus etwa ein ganz wichtiger Zionistenkongress statt.

Was ist im Hinblick auf die Geschichte, die sich samt blutiger Kriege ja stets wiederholt, denn besser: Erinnern oder Vergessen?

Aleida: Die beiden Begriffe kann man nicht in einen Gegensatz packen. Zum Erinnern gehört das Vergessen. Die Frage ist vielmehr: Was ist für uns wichtig? Und das ist etwas, was nur innerhalb einer Gruppe ausgehandelt werden kann. Auch hier sind die USA ein gutes Beispiel, weil sie das Vergessen praktisch befohlen haben. Als damals massenhaft Migranten dort ankamen, mussten sie alle ihre Namen und Identität ablegen und Amerikaner werden. Spätestens in den 1920er-Jahren merkte man aber, dass Menschen so nicht funktionieren.

Jan: Situationen, in denen Vergessen gut ist, sind Bürgerkriege. Wenn zwei Gruppen einer Gesellschaft sich bekriegt haben, dann muss man Rachegefühle vergessen, um eine gemeinsame Zukunft zu gewinnen. Gibt es aber eine starke Asymmetrie von Opfern, die nicht vergessen können, und Tätern, die gerne vergessen möchten, funktioniert das nicht. Bei Genoziden, bei der Auslöschung der indigenen Urbewohner im Kolonialismus, bei der Sklaverei. Das gilt auch für Deutschland, wo sich Opfer des Holocausts noch sehr gut erinnern.

Was soll man stattdessen tun?

Aleida: Eine Form der Erinnerung schaffen, die diese Opfer anerkennt und ihnen einen Platz in der Geschichte gibt. Ihnen Gehör zu geben, kann dazu führen, dass die Gesellschaft wieder zusammenwächst. In den USA gab es lange kein Sklavereimuseum, erst vor kurzem wurde eines eröffnet. Der Skandal dabei ist für mich aber, dass es ein Museum der Schwarzen ist, so als hätten die Weissen mit der Sklaverei nichts zu tun – die Weissen kommen darin gar nicht vor! Da wird die Geschichte mit der Schere zerschnitten und nicht als Teil der Nationalgeschichte erzählt. Das hat überhaupt nichts Befriedigendes. Das nationale Gedächtnis muss auch in der Lage sein, Negatives aufzunehmen.

Diesen Artikel finden Sie unter:

<http://www.luzernerzeitung.ch/nachrichten/panorama/wer-soll-sich-erinnern-wer-soll-vergessen;art9645,1128257>